



Aus Freude am Lesen

Joséphine, Ehefrau, Mutter und Historikerin mit Fachgebiet Mittelalter, glaubt, sie stünde auf der sicheren Seite des Lebens. Doch dann zerbricht alles: Ihr Mann betrügt sie, ihre Tochter rebelliert, und die Bank macht Druck. Da kommt ihr das ungewöhnliche Angebot ihrer schönen Schwester Iris gar nicht mal so ungelegen. Diese hatte einem Verleger erzählt, sie würde an einem schwülstigen historischen Roman arbeiten, und der Verleger war prompt begeistert von dieser Idee.

Jetzt soll Joséphine dieses Buch schreiben, und die kann das Geld auch gut gebrauchen, weil sie das mit der Scheidung, den beiden Töchtern und dem Alleinsein schaffen muss. Womit keiner rechnen konnte: Der Roman wird zu einem absoluten Bestseller, und das Leben der beiden Schwestern steht plötzlich Kopf.

KATHERINE PANCOL wurde 1954 in Casablanca geboren und lebt seit ihrem fünften Lebensjahr in Frankreich. Nach ihrem Literaturstudium arbeitete sie als Lehrerin, Journalistin und Autorin. Ihr beispielloser Aufstieg zum »Phänomen Pancol« begann 2006 mit dem Erscheinen von *Die gelben Augen der Krokodile* (dem ersten Teil der Joséphine-Trilogie): 2006 erhielt der Roman den Prix Maison de la Presse, 2008 war er noch immer auf Platz 6 der bestverkauften Romane des Jahres und 2010 dominierte Pancol die Bestsellerlisten mit ihrer Trilogie schließlich ganz. Sie hat zwei erwachsene Kinder und lebt in Paris.

Katherine Pancol

Die gelben Augen der Krokodile

Roman

*Aus dem Französischen
von Nathalie Lemmens*

btb

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel *Les yeux jaunes des crocodiles* bei Éditions Albin Michel, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright* liefert
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2012
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © Éditions Albin Michel – Paris 2006
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 beim C. Bertelsmann
Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München nach einem Umschlagentwurf von R.M.E. Roland Eschlbeck
Umschlagmotiv: © Trevillion Images / Brighton / Vanessa Munoz
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
MI · Herstellung: BB
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74498-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

*Für Charlotte,
für Clément,
die ich liebe...*

Erster Teil

Joséphine schrie auf und ließ den Kartoffelschäler fallen. Die Klinge war abgerutscht und hatte tief in ihr Handgelenk geschnitten. Blut, überall Blut. Sie sah hinunter auf die blauen Adern, den roten Schnitt, das weiße Spülbecken, das Abtropfsieb aus gelbem Plastik, in dem weiß und glänzend die geschälten Kartoffeln lagen. Langsam tropfte das Blut auf die weiße Beschichtung. Sie stützte sich mit den Händen zu beiden Seiten des Beckens ab und brach in Tränen aus.

Sie musste einfach weinen. Sie wusste nicht genau, weshalb. Es gab zu viele Gründe. Der hier war genauso gut wie jeder andere. Sie sah sich nach einem Spültuch um, nahm es und verband damit ihre Wunde. Ich werde zu einem Brunnen, aus mir sprudeln Tränen, aus mir sprudelt Blut, aus mir sprudeln Seufzer, ich gehe zugrunde.

Das wäre ein Ausweg. Zugrunde gehen. Einfach sterben, ohne ein Wort zu sagen. Ihr Leben aushauchen wie eine Lampe, die allmählich verlischt.

Sterben, aufrecht vor dem Spülbecken. Man stirbt nicht im Stehen, korrigierte sie sich sofort, man stirbt liegend oder kniend, mit dem Kopf im Backofen oder in der Badewanne. In einer Zeitschrift hatte sie gelesen, die häufigste Form des Selbstmords bei Frauen sei ein Sprung aus dem Fenster. Erhängen bei Männern. Aus dem Fenster springen? Das brächte sie niemals über sich. Aber unter Tränen verbluten, ohne zu wissen, ob die Flüssigkeit, die aus einem herausläuft, rot ist oder klar. Langsam einschlafen. Dann leg das Spültuch weg und halt die Hände ins Becken! Aber selbst dann, selbst dann ... Du müsstest stehen bleiben, und man stirbt doch nicht im Stehen.

Außer im Kampf. Im Krieg ...

Noch herrschte kein Krieg.

Sie schniefte, zog das Spültuch fester um die Wunde, drängte die

Tränen zurück und fixierte ihr Spiegelbild im Fenster. Sie hatte immer noch ihren Bleistift im Haar. Los jetzt, sagte sie sich, schäl die Kartoffeln... Für alles andere hast du später noch Zeit!

An diesem Morgen Ende Mai zeigte das Thermometer achtundzwanzig Grad im Schatten an. Ein Mann saß auf seinem überdachten Balkon im fünften Stock und spielte Schach. Allein. Nachdenklich musterte er das Schachbrett. Um den Schein zu wahren, wechselte er sogar den Platz, wenn er den gegnerischen Part übernahm, und griff im Vorbeigehen nach einer Pfeife, an der er zu saugen begann. Er beugte sich vor, stieß den Rauch aus, nahm eine Figur in die Hand, stellte sie wieder hin, lehnte sich zurück, seufzte erneut, nahm dieselbe Figur wieder hoch, versetzte sie und nickte. Dann legte er die Pfeife hin und kehrte zurück auf den Stuhl gegenüber.

Der Mann war etwa mittelgroß, sehr gepflegt, mit hellbraunem Haar und braunen Augen. Die Bügelfalten seiner Hose waren messerscharf, seine Schuhe glänzten, als hätte er sie gerade erst aus dem Karton genommen, die aufgekrempeelten Hemdsärmel gaben den Blick auf schlanke Unterarme und Handgelenke frei, und seine Nägel waren so schimmernd poliert, wie es nur eine professionelle Maniküre bewirkt. Eine leichte, gepflegte Bräune unterstrich den sandblonden Eindruck. Er glich jenen kleinen Spielfiguren aus Karton, die lediglich mit Socken und Unterwäsche bekleidet sind und denen Kinder alle möglichen Uniformen – Pilot, Jäger, Entdecker – anheften können. Ein Mann, den man für einen Katalog fotografieren könnte, um bei Kunden Vertrauen zu wecken und die Qualität der abgebildeten Möbel zu unterstreichen.

Plötzlich erhellte ein Lächeln sein Gesicht. »Schachmatt«, murmelte er seinem imaginären Gegner zu. »Pech gehabt, alter Junge! Das war's! Und ich wette, du hast es nicht mal kommen sehen!« Zufrieden schüttelte er sich selbst die Hand und verstellte die Stimme, um sich zu gratulieren. »Tolle Partie, Tonio! Du warst heute richtig gut.«

Er stand auf, streckte sich, rieb sich dabei die Brust und beschloss, sich ein Gläschen zu genehmigen, auch wenn es dafür eigentlich noch zu früh war. Normalerweise trank er seinen Aperitif abends um zehn nach sechs, während er »Questions pour un champion« schaute. Die

Quizshow von Julien Lepers war zu einem festen Bestandteil seiner täglichen Routine geworden, dem er ungeduldig entgegenfieberte. Es ärgerte ihn, wenn er sie verpasste. Ab halb sechs wartete er darauf. Er konnte es kaum erwarten, sich mit den vier Kandidaten zu messen, die man ihm präsentieren würde. Außerdem war er gespannt, welches Jackett der Moderator tragen würde und mit welchem Hemd, welcher Krawatte er es kombinierte. Immer wieder sagte er sich, dass er sein Glück versuchen und sich selbst als Kandidat bewerben sollte. Er sagte es sich jeden Abend und tat es doch nicht. Denn dazu würde er Ausscheidungsrunden bestreiten müssen, und allein dieses Wort bereitete ihm Bauchschmerzen.

Er nahm den Deckel von einem Eiskübel, holte behutsam zwei Würfel heraus, ließ sie in ein Glas fallen und schenkte sich einen weißen Martini ein. Er bückte sich, um einen Faden vom Teppichboden aufzuheben, richtete sich wieder auf, trank einen kleinen Schluck und schmatzte leise, um seine Zufriedenheit zum Ausdruck zu bringen.

Jeden Morgen spielte er Schach. Jeden Morgen folgte er der gleichen Routine. Aufgestanden wurde um sieben, zur gleichen Zeit wie die Kinder, zum Frühstück gab es Vollkorntoast, auf Stufe vier getoastet, zuckerfreie Aprikosenmarmelade, gesalzene Butter und frisch gepressten Orangensaft. Dann dreißig Minuten Gymnastik, Übungen für den Rücken, den Bauch, die Brustmuskulatur, die Oberschenkel. Lektüre der Zeitungen, die ihm die Mädchen abwechselnd holten, ehe sie zur Schule gingen, gründliches Studium der Stellenanzeigen, Versand seines Lebenslaufs, wenn ihm ein Angebot interessant erschien, Duschen, Nassrasur mit Seife, die unter dem Rasierpinsel aufschäumte, Wahl der Kleidung für den Tag und, endlich, eine Partie Schach.

Die Wahl der passenden Kleider war der anstrengendste Teil des Morgens. Er wusste nicht mehr, wie er sich anziehen sollte. Freizeitlook, zwanglose Bürokleidung oder Anzug und Krawatte? Als er eines Tages nur schnell einen Trainingsanzug übergestreift hatte, hatte ihn seine ältere Tochter Hortense gefragt: »Arbeitest du nicht, Papa? Hast du die ganze Zeit Urlaub? Mir gefällt es viel besser, wenn du gut aussiehst, mit einem schicken Jackett, einem schicken Hemd und einer Krawatte. Hol mich nie wieder im Trainingsanzug von der Schule ab.« Und weil er an jenem Morgen, jenem ersten Morgen, an dem sie

ihm gegenüber einen solchen Ton angeschlagen hatte, erleicht war, hatte sie sanfter hinzugefügt: »Das sage ich doch nur deinetwegen, Papilein, damit du für immer der schönste Papa auf der ganzen Welt bleibst.«

Hortense hatte recht, die Leute betrachteten ihn mit anderen Augen, wenn er gut gekleidet war.

Nach seiner täglichen Schachpartie goss er die Pflanzen in den Balkonkästen, zupfte die vertrockneten Blätter ab, stutzte die alten Zweige, besprühte die frischen Knospen mit Wasser, lockerte mit Hilfe eines Löffels die Erde in den Kübeln und düngte, wenn es nötig war. Eine weiß blühende Kamelie bereitete ihm Sorgen. Er sprach mit ihr, widmete ihrer Pflege die meiste Zeit und wischte jedes ihrer Blätter einzeln ab.

Seit einem Jahr jeden Morgen die gleiche Routine.

Doch an diesem Morgen hinkte er seinem gewohnten Zeitplan hinterher. Die Schachpartie war knifflig gewesen, er musste aufpassen, dass er sich nicht mitreißen ließ – gar nicht so einfach, wenn man keiner geregelten Beschäftigung nachging. Nicht das Gefühl für die Zeit verlieren, die unbeachtet verrinnt. Pass gefälligst auf, Tonio, sagte er sich. Lass dich nicht gehen, reiß dich zusammen.

Er hatte sich angewöhnt, Selbstgespräche zu führen, und runzelte die Stirn, als er hörte, wie er sich so unwirsch zurechtwies. Um die verlorene Zeit aufzuholen, beschloss er, die Pflanzen zu vernachlässigen.

Er ging an der Küche vorbei, wo seine Frau Kartoffeln schälte. Er sah nur ihren Rücken und bemerkte wieder einmal, dass sie zunahm. Speckpolster klammerten sich an ihre Hüften.

Als sie in diese Wohnung in einer Pariser Vorstadt gezogen waren, war sie noch groß und schlank gewesen, keine Spur von Speckringen weit und breit.

Als sie eingezogen waren, reichten die Mädchen gerade an die Kante des Spülbeckens ...

Als sie eingezogen waren ...

Es war eine andere Zeit gewesen. Damals hatte er einfach ihren Pullover hochgeschoben, die Hände auf ihre Brüste gelegt und »Liebling!« geseufzt, bis sie nachgab, sich vorbeugte und dabei mit beiden Händen die Tagesdecke straff zog, damit sie nicht zerknitterte. Sonn-

tags kochte sie. Die Mädchen verlangten nach einem Messer, »um Maman zu helfen!«, oder sie streckten die Hände nach den Töpfen aus, »zum Auslecken«. Gerührt hatten sie sie betrachtet. Alle zwei bis drei Monate hatten sie sie gemessen und ihre Größe mit Bleistift an der Wand eingezeichnet. Unzählige kurze Striche, gefolgt von Daten und den beiden Vornamen: Hortense und Zoé. Jedes Mal, wenn er sich an die Zarge der Küchentür lehnte, überkam ihn eine grenzenlose Traurigkeit. Das Gefühl, alles unwiderruflich verpfuscht zu haben, die Erinnerung an eine ferne Zeit, in der das Leben ihm zulächelte. Dieses Gefühl überkam ihn nie im Schlafzimmer oder im Wohnzimmer, nur in diesem Raum, der früher ein Hort des Glücks gewesen war. Warm, friedlich, von köstlichen Düften erfüllt. Die Kochtöpfe dampften, die Spültücher trockneten am Griff des Backofens, die Schokolade schmolz im Wasserbad, und die Mädchen knackten Nüsse. Sie schwenkten einen mit Schokolade verschmierten Finger, malten sich Schnurrbärte, die sie anschließend ableckten, und der Dampf zeichnete perlmuttschimmernde Ranken an die Fensterscheiben, sodass er sich vorkam wie der Vater einer Eskimofamilie in einem Iglu am Nordpol.

Früher ... Damals war das Glück an ihrer Seite gewesen, unerschütterlich und beruhigend.

Auf dem Tisch lag aufgeschlagen ein Buch von Georges Duby. Er beugte sich vor, um den Titel zu lesen: *Ritter, Frau und Priester*. Joséphine arbeitete am Küchentisch. Was früher ein Nebenverdienst gewesen war, ernährte jetzt die Familie. Sie war Historikerin am Centre National de la Recherche Scientifique, ihr Spezialgebiet war das Leben der Frauen im zwölften Jahrhundert. Früher hatte er ihre Forschungen belächelt und mit einer gewissen Herablassung davon gesprochen: »Meine Frau liebt Geschichte, aber nur das zwölfte Jahrhundert! Ha ha ha!« Er fand ihre Beschäftigung etwas blaustrumpfig. »Nicht gerade sexy, dieses zwölfte Jahrhundert, Schatz«, sagte er oft und kniff sie dabei in den Hintern.

»Aber mit dieser Epoche beginnt in Frankreich die Moderne. Denk an den Handel, das Geld, die Unabhängigkeit der Städte und ...«

Er hatte sie geküsst, damit sie nicht weiterredete.

Und heute sorgte das zwölfte Jahrhundert für ihren Lebensunter-

halt. Er räusperte sich, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Sie hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, sich zu frisieren, sondern ihr Haar einfach mit einem Bleistift hochgesteckt.

»Ich gehe kurz vor die Tür ...«

»Bist du zum Mittagessen wieder zurück?«

»Das weiß ich noch nicht ... Warte lieber nicht auf mich.«

»Warum sagst du es dann nicht gleich?«

Er mochte keine Auseinandersetzungen. Es wäre besser gewesen, einfach zu gehen. »Bin kurz weg«, hätte er auf dem Weg nach draußen rufen sollen, »bis nachher!« Und zack! – ab ins Treppenhaus – und zack! – blieben ihr die Fragen in der Kehle stecken – und zack! – brauchte er sich nur noch eine Ausrede zurechtzulegen, wenn er wieder nach Hause kam. Denn er kam immer wieder nach Hause.

»Hast du die Stellenanzeigen durchgesehen?«

»Ja ... War heute nichts Interessantes dabei.«

»Wer wirklich arbeiten will, der findet auch Arbeit!«

Arbeiten schon, aber nicht egal was, dachte er, ohne es auszusprechen, denn er kannte die Fortsetzung dieser Unterhaltung bereits. Er hätte gehen sollen, doch er konnte sich nicht vom Türrahmen lösen, der ihn festhielt wie ein Magnet.

»Du brauchst gar nicht weiterzureden, Joséphine, ich weiß, was du sagen wirst.«

»Und obwohl du es weißt, tust du nichts, um diesen Zustand zu ändern. Du könntest irgendeinen Job annehmen, und sei es nur, damit etwas Butter aufs Brot kommt ...«

Er hätte ihren Dialog auch allein fortsetzen können, er kannte ihn auswendig, »Bademeister, Gärtner in einem Tennisclub, Nachtwächter, Tankwart ...«, aber das Einzige, was ihm im Gedächtnis blieb, war das Wort »Butter«. Es klang merkwürdig in einem Stellengesuch.

»Grins du nur!«, zischte sie und durchbohrte ihn mit ihrem Blick. »Du findest mich sicher ziemlich prosaisch, was? Ständig liege ich dir mit unserem Geld in den Ohren. Aber Monsieur will ja ein Spitzengehalt, Monsieur will sich nicht umsonst abrackern, Monsieur will Respekt und Wertschätzung! Und im Moment gibt es für Monsieur nur einen Lebensinhalt: seine Maniküre!«

»Wovon redest du da, Joséphine?«

»Du weißt ganz genau, von WEM ich rede!«

Sie hatte sich ihm jetzt vollständig zugewandt, die Schultern hochgezogen, ein Spültuch ums Handgelenk gebunden. Herausfordernd starrte sie ihn an.

»Wenn du Mylène meinst ...«

»Ja, ich meine Mylène ... Du weißt noch nicht, ob sie heute Mittagspause macht. Und darum kannst du mir auch nicht sagen, ob du zum Essen wieder da bist.«

»Hör auf, Jo ... Das wird böse enden!«

Es war zu spät. Sie konnte an nichts anderes mehr denken als an ihn und Mylène. Wer hatte es ihr gesagt? Ein Nachbar, eine Nachbarin? Sie kannten nicht viele Leute im Haus, aber wenn es ums Tratschen geht, findet man schnell Freunde. Jemand musste gesehen haben, wie er das Haus von Mylène betrat, die zwei Straßen weiter wohnte.

»Ihr geht zum Mittagessen zu ihr ... Sie hat sicher eine Quiche und Salat für dich vorbereitet, nur eine Kleinigkeit, sie muss ja danach wieder zurück an die Arbeit ...«

Sie knirschte mit den Zähnen, als sie das Wort »sie« betonte.

»Und anschließend macht ihr einen kleinen Mittagsschlaf. Sie zieht die Vorhänge zu, reißt sich die Kleider vom Leib und kommt zu dir unter die weiße Pikeedecke ...«

Verblüfft hörte er ihr zu. Auf Mylènes Bett lag tatsächlich ein dickes, mit weißem Pikee bezogenes Federbett. Woher wusste sie das?

»Warst du bei ihr?«

Sie lachte höhnisch auf und zog mit der freien Hand den Knoten des Spültuchs an ihrem Gelenk fester.

»Ach, dann stimmt's also? Weißer Pikee passt immer. Sieht hübsch aus und ist praktisch.«

»Hör auf, Jo.«

»Womit soll ich aufhören?«

»Hör auf, dir Sachen einzubilden, die nicht stimmen.«

»Hat sie vielleicht keine weiße Pikeebettwäsche?«

»Bei deiner Fantasie solltest du Romane schreiben ...«

»Schwöre mir, dass sie keine weiße Pikeebettwäsche hat.«

Plötzlich wurde er wütend. Er hatte genug von ihr. Genug von ihrem schulmeisterlichen Ton, genug davon, dass sie ständig etwas

an ihm auszusetzen hatte, ihm ständig vorschrieb, was er tun solle und wie er es tun solle, genug von ihren hängenden Schultern, ihren schlabberigen, farblosen Kleidern, ihrer durch mangelnde Pflege geröteten Haut, ihrem dünnen, kraftlosen hellbraunen Haar. Alles an ihr verströmte den Muff von Mühsal und größter Sparsamkeit.

»Ich gehe lieber, ehe diese Diskussion noch ausartet!«

»Du willst zu ihr, hab ich recht? Dann sei wenigstens Manns genug, die Wahrheit zu sagen, wenn du schon nicht in der Lage bist, dir Arbeit zu suchen, du Faulpelz!«

Dieses Wort war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Er spürte, wie der Zorn seinen Schädel ausfüllte und von innen gegen die Schläfen pochte. Er spie die Worte aus, um sie nicht mehr zurücknehmen zu müssen: »Na gut, wenn du darauf bestehst! Ja! Ich treffe mich jeden Mittag mit ihr um halb eins in ihrer Wohnung. Sie schiebt mir eine Pizza in den Ofen, und wir essen sie in ihrem Bett unter der weißen Pikeedecke! Danach fegen wir die Krümel zur Seite, ich öffne ihren BH, auch aus weißem Pikee, und ich küsse sie überall, am ganzen Körper! Bist du jetzt zufrieden? Du hättest mich nicht provozieren sollen, ich hatte dich gewarnt!«

»Aber mich solltest du auch nicht zu sehr provozieren! Wenn du jetzt zu ihr gehst, brauchst du nicht mehr wiederzukommen. Pack deine Sachen und verschwinde. Es wäre kein großer Verlust.«

Er riss sich vom Türrahmen los, drehte sich auf dem Absatz um und ging wie in Trance ins Schlafzimmer. Er zog einen Koffer unter dem Bett hervor, legte ihn auf die Tagesdecke und begann ihn zu füllen. Er leerte die drei Regalbretter, auf denen seine Hemden lagen, räumte die drei Schubladen mit T-Shirts, Socken und Unterhosen aus und packte alles in den großen roten Rollkoffer, jenes Relikt aus glanzvollen Zeiten, als er noch bei Gunman & Co., einem amerikanischen Jagdgewehrhersteller, gearbeitet hatte. Zehn Jahre lang war er dort kaufmännischer Leiter für die Region Europa gewesen und hatte seine vermögenden Kunden auf Safaris nach Afrika, Asien, Amerika, in den Busch, die Savanne oder die Pampa begleitet. Damals hatte er noch daran geglaubt. Er hatte an das Bild dieses braun gebrannten, schlagfertigen Weißen geglaubt, der mit seinen Kunden anstieß, die zu den reichsten Männern der Welt gehörten. Er ließ sich Tonio

nennen. Tonio Cortès. Das klang männlicher, vertrauenswürdiger als Antoine. Er hatte seinen Vornamen noch nie gemocht, fand ihn weich und weibisch. In Gegenwart dieser Industriellen, Politiker, gelangweilten Milliardäre und Berufssöhnchen durfte er keine Schwäche zeigen. Mit einem gutmütigen Lächeln ließ er die Eiswürfel in seinem Glas klirren, lauschte ihren Geschichten, hörte ihre Klagen an, stimmte zu, besänftigte, beobachtete das Ballett der Männer, das Ballett der Frauen, den scharfen Blick der Kinder, die alt waren, bevor sie Zeit gehabt hatten, erwachsen zu werden. Er genoss es, mit diesen Menschen zu verkehren, ohne wirklich zu ihrer Welt zu gehören. »Ach, Geld allein macht auch nicht glücklich!«, sagte er oft.

Er hatte ein ausgezeichnetes Gehalt, zwei zusätzliche Monatsgehälter am Ende des Jahres, eine gute Krankenversicherung und Anspruch auf Zeitausgleich für die Auslandsaufenthalte, der fast genauso lange dauerte wie sein Urlaub. Er war glücklich, wenn er nach Courbevoie zurückkehrte, in den Wohnblock, der in den Neunzigerjahren für junge Führungskräfte wie ihn gebaut worden war. Für Leute, die sich zwar noch keine Wohnung in Paris leisten konnten, aber auf dem gegenüberliegenden Seine-Ufer darauf warteten, in die besseren Viertel der Hauptstadt ziehen zu können, deren Lichter sie abends von Weitem sahen. Ein glitzernder Neonkuchen, der sie aus der Ferne spöttisch lockte. Der Zahn der Zeit hatte am Haus genagt, winzige Rostspuren zogen sich von den Balkonen herunter und verunzierten die Fassade, und das leuchtende Orange der Markisen war in der Sonne verblasst.

Er kündigte sich nie vorher an, wenn er von seinen Reisen zurückkam. Er öffnete die Tür und hielt auf der Schwelle kurz inne, ehe er einen Pfiff ausstieß, der die anderen wissen ließ: »Ich bin wieder da!« Joséphine saß über ihren Geschichtsbüchern, Hortense rannte auf ihn zu und durchsuchte seine Taschen nach ihrem Geschenk, und Zoé klatschte Beifall. Zwei kleine Mädchen im Bademantel, die eine in Rosa, die andere in Blau, Hortense, die Hübsche, die Freche, die ihn um den kleinen Finger wickelte, und Zoé, die rundliche Naschkatze mit glattem Haar. Er beugte sich zu ihnen hinunter, nahm sie in die Arme und rief immer wieder: »Ach, meine Süßen! Ach, meine beiden Süßen!« Das war ihr Ritual. Manchmal verspürte er einen leisen Stich, einen Anflug von schlechtem Gewissen, wenn die Erinnerung an eine

andere Umarmung tags zuvor ... doch dann zog er die Mädchen noch fester an sich, und die Erinnerung verflog. Er stellte sein Gepäck ab und widmete sich ganz seiner Rolle als Held. Er erfand Safaris und Treibjagden, einen verletzten Löwen, dem er mit dem Messer den Gnadenstoß gegeben hatte, eine Antilope, die er mit dem Lasso eingefangen hatte, ein Krokodil, das er k. o. geschlagen hatte. Sprachlos vor Bewunderung starrten sie ihn an. Nur Hortense wurde bald ungeduldig und fragte: »Und was ist mit meinem Geschenk, Papa? Wo ist mein Geschenk?«

Eines Tages war Gunman & Co. aufgekauft worden; ihm wurde gekündigt. Von einem Tag auf den anderen. »So läuft das bei den Amerikanern«, hatte er Joséphine erklärt. »Montags bist du noch kaufmännischer Leiter und hast ein Büro mit drei Fenstern, und dienstags meldest du dich beim Arbeitsamt!« Er war also entlassen worden. Mit einer großzügigen Abfindung, die es ihm für eine Weile noch erlaubt hatte, die Raten für die Wohnung, die Schulkosten der Kinder, die Sprachaufenthalte, das Auto und den Winterurlaub zu bezahlen. Er hatte das Ganze mit philosophischem Gleichmut aufgenommen. Er war nicht der Erste, dem so etwas passierte, er war nicht irgendjemand, er würde schnell wieder Arbeit finden. Vielleicht keinen Superjob, aber doch eine Stelle ... Nach und nach waren seine früheren Kollegen wieder untergekommen, hatten niedrigere Gehälter akzeptiert, weniger verantwortungsvolle Positionen, einen Umzug ins Ausland, er war der Einzige, der immer noch die Stellenanzeigen las. Inzwischen waren seine Ersparnisse aufgebraucht, sein Optimismus geriet ins Wanken. Vor allem nachts. Gegen drei Uhr wurde er wach, stand lautlos auf und ging ins Wohnzimmer, wo er sich einen Whisky einschenkte und den Fernseher einschaltete. Er legte sich aufs Sofa und zappte mit dem Glas in der Hand durchs Programm. Bisher hatte er sich immer sehr stark gefühlt, sehr clever, er hatte den nötigen Durchblick. Wenn er sah, wie Kollegen Fehler machten, sagte er nichts, sondern dachte nur: Mir wäre das nicht passiert! Ich kenne mich aus! Als er gehört hatte, dass die Firma verkauft werden sollte und Entlassungen drohten, hatte er sich gesagt, zehn Jahre bei Gunman & Co. sind eine ordentliche Absicherung, mich werden die nicht einfach vor die Tür setzen!

Er hatte als einer der Ersten gehen müssen.

Er war sogar der Allererste gewesen, der entlassen wurde. Wütend stieß er die geballte Faust in seine Hosentasche, und mit einem scharfen Reißen, das ihm körperliche Schmerzen bereitete, gab das Futter nach. Er verzog das Gesicht, schüttelte den Kopf und wandte sich zur Küche, zu seiner Frau, um sie zu bitten, den Riss zu nähen. Doch dann fiel ihm ein, dass er auszog. Er war dabei, seine Sachen zu packen. Er zog die Hosentaschen heraus: Auf beiden Seiten war das Futter kaputt.

Er ließ sich aufs Bett fallen und startete auf seine Schuhspitzen.

Arbeit zu suchen war entmutigend; er war nichts als eine Nummer in einem Umschlag mit einer Briefmarke darauf. Er dachte daran, wenn er in Mylènes Armen lag. Er erzählte ihr, was er tun würde, wenn er eines Tages sein eigener Herr wäre. »Mit meiner Erfahrung«, erklärte er, »mit meiner Erfahrung...« Er hatte die ganze Welt bereist, er sprach Englisch und Spanisch, er kannte sich mit Buchführung aus, ihn schreckten weder Hitze noch Kälte, weder Staub noch Monsunregen, weder Mücken noch Reptilien. Sie hörte ihm zu. Sie vertraute ihm. Sie besaß etwas Geld, das sie von ihren Eltern geerbt hatte. Er hatte noch nicht Ja gesagt. Er hoffte immer noch, einen verlässlicheren Partner zu finden, mit dem er sich ins Abenteuer stürzen könnte.

Er hatte sie kennengelernt, als er Hortense an ihrem zwölften Geburtstag zum Friseur begleitet hatte. Mylène war vom selbstsicheren Auftreten des kleinen Mädchens so beeindruckt gewesen, dass sie angeboten hatte, ihr eine Maniküre zu machen. Hortense hatte ihr ihre Hände überlassen, als gewährte sie ihr ein besonderes Privileg. »Ihre Tochter ist eine richtige kleine Königin«, hatte sie gesagt, als er sie wieder abholte. Seitdem polierte sie die Nägel des Kindes, sooft sie Zeit dazu hatte, und Hortense ging mit gespreizten Fingern davon und spiegelte sich in ihren schimmernden Nägeln.

Er fühlte sich wohl in Mylènes Gegenwart. Sie war eine lebhafte kleine, sahnig weiche Blondine. Ihre verschämte Art und ihre Schüchternheit lösten seine Anspannung und stärkten sein Selbstbewusstsein.

Er nahm seine Anzüge von den Bügeln. Sie waren alle perfekt ge-

schnitten und aus bestem Stoff. Ja, er hatte Geld gehabt, eine Menge Geld. Es hatte ihm Spaß gemacht, es auszugeben. »Und ich werde auch wieder Geld haben«, sagte er laut. »Du bist erst vierzig, Mann, dein Leben ist noch nicht vorbei! Noch lange nicht!« Der Koffer war schnell gepackt. Trotzdem tat er so, als suchte er nach seinen Manschettenknöpfen, und schimpfte dabei lautstark vor sich hin, weil er hoffte, Joséphine würde ihn hören, ins Zimmer kommen und ihn anflehen zu bleiben.

Er ging zurück in den Flur und blieb vor der Küchentür stehen. Er zögerte, hoffte immer noch, dass sie eine versöhnliche Geste machen würde... Doch sie hatte ihm den Rücken zugewandt. Und als sie keine Anstalten machte, sich umzudrehen, sagte er: »Also dann... Ich bin fertig! Ich gehe jetzt...«

»Schön. Die Schlüssel kannst du behalten. Du hast bestimmt noch das eine oder andere vergessen und musst noch mal herkommen, um es zu holen. Sag aber vorher Bescheid, damit ich nicht da bin. Das ist besser so...«

»Du hast recht, dann nehme ich sie mit... Was wirst du den Mädchen sagen?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe noch nicht darüber nachgedacht...«

»Ich wäre lieber dabei, wenn du mit ihnen redest...«

Sie drehte den Wasserhahn zu und lehnte sich gegen das Becken.

»Wenn du nichts dagegen hast, sage ich ihnen die Wahrheit«, sagte sie, immer noch ohne sich umzudrehen. »Ich habe keine Lust zu lügen... Es ist so schon schwierig genug.«

»Aber was genau wirst du denn sagen?«, fragte er ängstlich.

»Die Wahrheit: Papa hat keine Arbeit mehr, Papa geht es nicht gut, Papa muss auf andere Gedanken kommen, darum ist Papa weggegangen...«

»Auf andere Gedanken kommen?«, wiederholte er wie ein sanftes Echo.

»Genau! So werde ich es ihnen sagen. Du musst auf andere Gedanken kommen.«

»Das ist gut, »auf andere Gedanken kommen«... Das klingt nicht endgültig. Das ist gut.«

Er hatte den Fehler gemacht, sich gegen den Türrahmen zu lehnen,

und erneut überkam ihn Wehmut, nagelte ihn an Ort und Stelle fest und raubte ihm alle Kraft.

»Geh endlich, Antoine. Es ist alles gesagt ... Ich bitte dich, geh!«

Sie hatte sich umgedreht und starrte auf den Boden neben ihm. Er folgte ihrem Blick und entdeckte den Rollkoffer neben seinen Füßen. Den hatte er völlig vergessen. Also war es wirklich ernst: Er zog aus!

»Na dann ... Mach's gut ... Wenn du mich erreichen willst ...«

»Du kannst ja anrufen ... oder ich hinterlasse eine Nachricht in Mylènes Salon. Ich nehme an, sie wird wissen, wo sie dich finden kann.«

»Die Pflanzen müssen zweimal pro Woche gegossen werden, und Dünger brauchen sie ein...«

»Die Pflanzen? Von mir aus sollen sie doch eingehen! Glaubst du wirklich, ich hätte keine anderen Sorgen?«

»Bitte, Joséphine! Reg dich nicht auf ... Ich kann auch bleiben, wenn du willst ...«

Sie bedachte ihn mit einem vernichtenden Blick. Er zuckte mit den Schultern, nahm seinen Koffer und ging zur Tür.

Da begann sie zu weinen. Sie umklammerte den Rand des Spülbeckens und weinte, weinte, ohne aufzuhören. Ihr Rücken wurde von Schluchzen geschüttelt. Erst weinte sie über die Leere, die dieser Mann in ihrem Leben hinterlassen würde, sechzehn gemeinsame Jahre, ihr erster Mann, ihr einziger Mann, der Vater ihrer beiden Kinder. Dann weinte sie beim Gedanken an die beiden Mädchen. Sie würden sich niemals mehr sicher fühlen, nie wieder die feste Gewissheit haben, dass Papa und Maman da waren und sie beschützten. Schließlich weinte sie vor Angst bei der Vorstellung, in Zukunft ganz allein dazustehen. Antoine kümmerte sich um ihre Konten, Antoine machte die Steuererklärung, Antoine zahlte die Raten für die Wohnung, Antoine entschied, welches Auto sie kauften, Antoine reinigte den verstopften Abfluss unter dem Waschbecken. In solchen Dingen verließ sie sich immer auf ihn. Ihr Bereich waren der Haushalt und die Schulangelegenheiten der Mädchen.

Das Telefon riss sie aus ihrer Verzweiflung. Sie schniefte, schluckte die Tränen hinunter und hob ab.

»Bist du das, Liebes?«

Es war Iris, ihre ältere Schwester. Ihre Stimme klang immer so fröhlich und beschwingt, als verkündete sie gerade die Sonderangebote im Supermarkt. Iris Dupin, vierundvierzig Jahre alt, groß, dunkel, schlank, mit langem schwarzem Haar, das sie wie einen ewigen Brautschleier um ihre Schultern drapierte. Iris, die ihren Vornamen der Farbe der beiden großen, tiefblauen Seen verdankte, die ihr als Augen dienten. Als sie noch klein waren, hatten die Leute sie auf der Straße aufgehalten. »Mein Gott!«, sagten sie immer wieder, während sie sich in dem dunklen, intensiven, violett umrandeten Blick mit dem hauchzarten Goldschimmer spiegelten. »Mein Gott! Das ist doch nicht möglich! Schau doch mal, Schatz! Solche Augen habe ich noch nie gesehen!« Iris ließ sich bewundern, bis sie genug davon hatte, ihre Schwester an der Hand mit sich fortzog und dabei zwischen den Zähnen hindurch zischte: »Leben die hinterm Mond oder was? Die haben wohl noch nie Augen gesehen! Ihr solltet ab und zu mal verreisen, Leute!« Der letzte Satz versetzte Joséphine in einen Freudentau mel, sie breitete die Arme aus wie ein Hubschrauber, drehte sich im Kreis und lachte lauthals los.

In ihrer Jugend hatte Iris sämtliche Moden begründet, sämtliche Abschlüsse gemacht, sämtliche Männer bezaubert. Iris lebte nicht, Iris atmete nicht, Iris herrschte.

Mit zwanzig war sie zum Studieren in die USA gegangen. An den Fachbereich Film der New Yorker Columbia University. Nach sechs Jahren hatte sie das Studium gemeinsam mit einem Kommilitonen als Jahrgangsbeste abgeschlossen und dadurch die Möglichkeit erhalten, einen dreißigminütigen Film zu drehen. Jedes Jahr stellte man den beiden besten Absolventen das Budget für einen Film zur Verfügung. Iris war eine davon gewesen. Der zweite Preisträger, ein finsterner, riesenhafter junger Ungar mit struppigem Haar, hatte die Gelegenheit beim Schopf gepackt und sie während der Diplomverleihung hinter der Bühne geküsst. Diese Anekdote war in die Annalen der Familie eingegangen. Iris' Zukunft prangte in weißen Lettern an den Hügeln von Hollywood. Und eines Tages hatte Iris ohne jede Vorwarnung, ohne dass jemand diese Kehrtwende vorausgesehen hätte, geheiratet. Sie war gerade dreißig geworden, kam aus den USA zurück, wo sie beim Sundance Festival einen Preis gewonnen hatte, und plante

einen Spielfilm, der große Erwartungen weckte. Ein Produzent hatte ihr einen Vertrag angeboten, und Iris ... hatte abgelehnt. Ohne jede Erklärung; sie rechtfertigte sich niemals. Sie war nach Frankreich zurückgekehrt und hatte geheiratet.

Mit weißem Schleier, vor Bürgermeister und Pfarrer. Am Tag ihrer Hochzeit waren alle Plätze im Rathaussaal besetzt. Man musste zusätzliche Stühle herbeischaffen, und trotzdem drängten sich die Neugierigen bis an die Fensterbänke. Alle hielten den Atem an und rechneten im Stillen damit, dass sie sich das Kleid vom Leib reißen und splitternackt rufen würde: »War doch nur ein Spaß!« Wie im Film.

Doch nichts dergleichen geschah.

Sie wirkte bis über beide Ohren verliebt. In einen gewissen Philippe Dupin, der in seinem Cut vor Behagen schnurrte. »Wer ist das? Wer ist das?«, fragten sich die Gäste und musterten ihn verstohlen. Niemand kannte ihn. Iris berichtete, dass sie sich im Flugzeug kennengelernt hätten, es sei »*love at first sight*« gewesen. Ein schöner Mann, dieser Philippe Dupin. Den begehrliehen Blicken der Frauen nach zu urteilen, ohne Zweifel einer der schönsten Männer, die die Welt je gesehen hatte! Er stach aus der Schar der Freunde seiner Frau hervor mit einer Nonchalance, in die sich ein Hauch amüsiertes Verachtung mischte. »Was macht er denn so ...? – Er ist Geschäftsmann ... – Und warum so schnell? Glaubst du ...?« Niemand wusste etwas Genaues, und die Gerüchteküche brodelte. Die Mienen der Eltern des Bräutigams zeigten die gleiche verhaltene Geringschätzung wie die ihres Sohnes, was darauf hindeutete, dass dieser eine Mesalliance einging. Die Gäste wandten sich enttäuscht ab. Iris amüsierte niemanden mehr. Iris brachte niemanden mehr zum Träumen. Mit einem Schlag war sie entsetzlich normal geworden, und das war in ihrem Fall ausgesprochen stillos. Manche brachen den Kontakt ab. Sie war tief gefallen, und ihre Krone rollte über den Boden.

Iris erklärte, das sei ihr schnurzpiepegal, und beschloss, sich mit Leib und Seele ihrem Mann zu widmen.

Philippe Dupin platzte beinahe vor Selbstgewissheit. Er hatte eine auf internationales Wirtschaftsrecht spezialisierte Kanzlei gegründet und sich anschließend mit mehreren führenden Anwälten in Paris, Mailand, New York und London zusammengeschlossen. Er war ein

gewiefter Anwalt, den nur die scheinbar aussichtslosen Fälle reizten. Er war erfolgreich und konnte nicht nachvollziehen, warum es nicht einfach jeder genauso machte wie er. Sein Motto war simpel: »Wer etwas wirklich will, der schafft es auch.« Er lehnte sich in seinem großen schwarzen Ledersessel zurück, streckte die Arme aus, ließ die Fingerknöchel knacken und sah sein Gegenüber dabei an, als verkünde er eine Binsenweisheit.

Mit der Zeit hatte seine Haltung auf Iris abgefärbt, und sie hatte Begriffe wie »Zweifel«, »Angst« oder »Zögern« aus ihrem Wortschatz gestrichen. Auch Iris war nun blasiert geworden, und ihre Überzeugungen waren wie in Stein gemeißelt. Ein Kind hatte zu gehorchen und hervorragende Schulnoten nach Hause zu bringen, ein Mann verdiente das Geld und ernährte seine Familie, eine Frau führte den Haushalt und machte ihrem Mann Ehre. Iris blieb schön, geistreich und verführerisch und vertrieb sich die Zeit mit Massagen, Joggen, Besuchen bei der Kosmetikerin und Tennis im Racing Club. Natürlich hatte sie keine wirklichen Aufgaben, aber »es gibt Frauen, die ihren Müßiggang überfrachten, und Frauen, die ihn beherrschen, das ist eine Kunst«, erklärte sie. Es war offensichtlich, dass sie sich der zweiten Gruppe zurechnete und die überforderten Müßiggängerinnen zutiefst verachtete.

Das ist einfach nicht meine Welt, dachte Joséphine, während sie dem maschinengewehrartigen Geplauder ihrer Schwester lauschte, die nun auf ihre Mutter zu sprechen kam.

Jeden zweiten Dienstag empfing Iris Madame, wie sie sie nannten, zum Abendessen, und bei diesen Gelegenheiten hatte die gesamte Familie ihre Erzeugerin zu verhätscheln. Glückliche Gesichter und Lächeln waren bei diesen Familienessen Pflicht. Unnötig zu erwähnen, dass Antoine sich mit gewissem Erfolg bemühte, diesen Zusammenkünften fernzubleiben, und immer eine passende Entschuldigung fand, um abzusagen. Er mochte weder Philippe Dupin, der sich stets bemüßigt fühlte, seine Ausführungen mit Untertiteln zu versehen, wenn er mit ihm redete – »die COB, also die Commission des Opérations de Bourse, die Börsenaufsicht, Antoine« –, noch Iris, die ihm mit jedem Wort das Gefühl gab, ein alter Kaugummi zu sein, der unter der Sohle ihrer Pumps klebte. »Und wenn sie mich begrüßt, kommt es mir

immer so vor, als wollte sie mich mit ihrem Lächeln aufsaugen und in eine andere Dimension katapultieren!«, beklagte er sich. Tatsächlich hatte Iris keine besonders hohe Meinung von Antoine. »Na, hat sich bei deinem Mann etwas getan?«, war ihr Liebingsatz, woraufhin Joséphine unweigerlich stotterte: »Nichts, immer noch nichts.«

»Aha, also noch alles beim Alten!«, entgegnete Iris dann mit einem Seufzen und fügte hinzu: »Kein Wunder, so hohe Ansprüche bei so geringen Voraussetzungen!« Meine Schwester ist immer so theatralisch, dachte Joséphine, während sie das Telefon zwischen Wange und Schulter klemmte. Wenn Iris jemanden auch nur ansatzweise sympathisch findet oder sogar mag, schlägt sie erst einmal im Arzneimittelverzeichnis nach, weil sie fürchtet, sie könnte krank sein.

»Ist alles in Ordnung? Deine Stimme klingt so komisch ...«, fragte Iris an diesem Morgen.

»Ich habe Schnupfen ...«

»Dachte ich's mir doch ... Sag mal, morgen Abend ... Das Essen mit unserer Mutter ... Das hast du doch nicht vergessen, oder?«

»Das ist schon morgen?«

Sie hatte es vollkommen vergessen.

»Also wirklich, Liebes, wo hast du bloß deinen Kopf?«

Wenn du wüsstest, dachte Joséphine, während sie sich nach einem Stück Küchenkrepp umsah, um sich die Nase zu putzen.

»Lass endlich deine Troubadoure in Frieden und komm zurück in die Gegenwart! Du bist viel zu zerstreut. Bringst du deinen Mann mit, oder hat er schon wieder einen Vorwand gefunden, um sich zu verdrücken?«

Joséphine lächelte traurig. So könnte man es auch nennen, dachte sie, sich verdrücken, auf andere Gedanken kommen, sich verdünnieren. Antoine war dabei, sich in Luft aufzulösen.

»Er kommt nicht mit ...«

»Dann müssen wir uns eine neue Ausrede für unsere Mutter einfällen lassen. Du weißt, wie sehr es sie ärgert, dass er nie mitkommt ...«

»Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie egal mir das ist, Iris!«

»Du bist viel zu gut zu ihm! An deiner Stelle hätte ich ihn schon längst vor die Tür gesetzt. Aber so bist du nun mal, und du wirst dich auch nie ändern ... armes Ding.«

Jetzt also Mitleid. Joséphine seufzte. Seit ihrer Kindheit war sie Jo, das dumme Gäschen, die reizlose Intellektuelle, die unverständliche Theorien mochte, komplizierte Wörter und langwierige Bibliotheksrecherchen in Gesellschaft anderer schlecht gekleideter, pickliger Blaustrümpfe. Die jede Prüfung bestand, aber keinen Eyeliner auftragen konnte. Die sich auf der Treppe den Knöchel verstauchte, weil sie beim Hinuntergehen Montesquieus Ausführungen zur Klimatheorie gelesen hatte, oder den Toaster direkt unterm Wasserhahn einsteckte, während sie auf France Culture eine Sendung über die Kirschblüte in Tokio hörte. Die bis spät in die Nacht hinein das Licht brennen ließ und über ihren Büchern saß, während ihre ältere Schwester ausging, Erfolg hatte, kreativ war und alle in ihren Bann zog. Iris hier, Iris da, ich könnte ganze Opernarien darüber schreiben!

Als Joséphine die Agrégation für französische Literatur und Altphilologie bestanden hatte, jene Zulassungsprüfung, die es ihr erlaubte, in höheren Schulklassen und an der Universität zu unterrichten, da hatte ihre Mutter sie gefragt, was sie damit eigentlich bezwecke. »Kind, was soll das denn bringen? Willst du halbwüchsigen Vorstadtschülern als Zielscheibe dienen oder dich auf einer Mülltonne vergewaltigen lassen?« Und auch als sie ihre Studien fortsetzte, ihre Doktorarbeit schrieb und Aufsätze verfasste, die in Fachzeitschriften veröffentlicht wurden, hatte sie nur Fragen und Skepsis geerntet. »Wirtschaftlicher Aufschwung und soziale Entwicklung im Frankreich des 11. und 12. Jahrhunderts«, ach, Kind, wer soll das denn lesen? Schreib doch lieber eine saftige Biografie über Richard Löwenherz oder Philippe Auguste, so etwas interessiert die Leute! Das könnte man verfilmen oder eine Fernsehserie daraus machen! Und dann hätte sich auch endlich das lange Studium ausgezahlt, das ich dir im Schweiß meines Angesichts finanziert habe!« Dann zischte sie wie eine Viper, die sich darüber ärgert, dass ihr Nachwuchs zu langsam vorankommt, zuckte mit den Schultern und seufzte. »Wie konnte ich nur so eine Tochter zur Welt bringen?« Das hatte sich Madame immer schon gefragt. Seit Joséphines ersten Schritten. Ihr Mann, Lucien Plissonnier, hatte darauf stets geantwortet: »Da hat sich der Storch wohl in der Adresse geirrt.« Doch angesichts der mangelnden Begeisterung, mit der seine Scherze aufgenommen wurden, war er schließlich verstummt. End-

gültig. An einem 13. Juli hatte er abends plötzlich eine Hand auf die Brust gelegt. »Es ist doch noch zu früh für die Knallfrösche«, hatte er gerade noch sagen können, ehe er starb. Joséphine und Iris waren zehn und vierzehn Jahre alt. Es war eine prunkvolle Beerdigung gewesen, die Madame mit majestätischer Würde leitete. Sie hatte alles bis ins letzte Detail geplant: die großen weißen Blumensträuße, die ins Grab geworfen wurden, ein Trauermarsch von Mozart, die Texte, die jedes Familienmitglied vorlas. Henriette Plissonnier hatte den schwarzen Schleier von Jackie Kennedy kopiert und die Mädchen aufgefordert, den Sarg zu küssen, ehe er in die Erde hinabgelassen wurde.

Auch Joséphine fragte sich, wie sie neun Monate im Bauch dieser Frau hatte verbringen können, von der alle behaupteten, sie sei ihre Mutter.

An dem Tag, als sie ins CNRS aufgenommen worden war – als eine von drei erfolgreichen Kandidaten unter hundertdreiundzwanzig Bewerbern – und zum nächstbesten Telefon gestürmt war, um ihrer Mutter und Iris die Neuigkeit zu verkünden, hatte sie sich ständig wiederholen, sich geradezu heiser schreien müssen, denn keine von beiden verstand ihre Aufregung! CNRS? Was wollte sie da bloß?

Sie musste den Tatsachen ins Auge sehen: Die beiden interessierten sich einfach nicht für sie. Sie hatte es schon seit Längerem geahnt, doch an diesem Tag war ihre Vermutung bestätigt worden. Lediglich ihre Hochzeit mit Antoine hatte sie in eine gewisse Erregung versetzt. Ihre Heirat war endlich etwas, was man nachvollziehen konnte. Sie war nicht länger das kleine, tollpatschige Genie, sondern wurde zu einer ganz normalen Frau mit einem Herzen, das erobert werden konnte, einem Bauch, den es zu befruchten galt, einer Wohnung, die sie einrichten musste.

Aber sehr schnell hatte sich bei Madame und Iris Enttäuschung breitgemacht: Antoine würde ihren Ansprüchen niemals genügen. Sein Scheitel war zu gerade gezogen – wie uncharmant –, seine Socken waren zu kurz – wie stillos –, sein Gehalt war zu niedrig und von zweifelhafter Herkunft – er verkaufte Gewehre, wie peinlich –, aber das Schlimmste, das wirklich Allerschlimmste war, dass die Familie seiner Frau ihn derart einschüchterte, dass er in ihrer Gegenwart unkontrolliert zu schwitzen begann. Kein leichtes Transpirie-

ren, das dezente Ringe unter seine Achseln gezeichnet hätte, sondern wahre Sturzbäche von Schweiß, die sein Hemd durchtränkten und ihn zwangen, sich zurückzuziehen, um sich abzutrocknen. Eine offensichtliche Beeinträchtigung, die nicht unbemerkt blieb und alle anderen in Verlegenheit brachte. So etwas passierte ihm nur bei den Verwandten seiner Frau. Bei Gunman & Co. hatte er nie geschwitzt. Niemals. »Es liegt bestimmt daran, dass du fast immer draußen an der frischen Luft bist«, versuchte Joséphine ihn zu beruhigen, während sie ihm das frische Hemd reichte, das sie zu jedem Familientreffen mitnahm. »Du könntest nie in einem Büro arbeiten!«

Plötzlich verspürte sie Mitleid mit Antoine. Sie vergaß ihre Zurückhaltung und erzählte Iris, was passiert war.

»Ich habe ihn rausgeworfen! Oh, Iris, was soll denn jetzt nur aus uns werden?«

»Du hast Antoine vor die Tür gesetzt? Endgültig?«

»Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Er ist ja lieb, und die Situation ist gerade nicht einfach für ihn, aber ... Ich kann nicht mehr länger mit ansehen, wie er untätig hier herumsitzt. Vielleicht war ich nicht stark genug, aber ...«

»Und du bist sicher, dass das alles ist? Gibt es nicht noch einen anderen Grund, den du mir verschweigst ...«

Iris hatte die Stimme gesenkt. Sie sprach nun in dem Beichtvater-ton, den sie immer anschluss, wenn sie ihrer Schwester Vertraulichkeiten entlocken wollte. Vor Iris konnte Joséphine nichts verbergen. Unfähig, ihr den geringsten Gedanken vorzuenthalten, gab sie immer nach. Schlimmer noch: Sie offenbarte jedes Geheimnis. Sie hatte das Gefühl, nur auf diese Weise ihre Aufmerksamkeit erregen zu können, nur auf diese Weise ihre Liebe zu gewinnen.

»Du weißt nicht, wie das ist, mit einem arbeitslosen Mann zusammenzuleben ... Ich habe mittlerweile fast ein schlechtes Gewissen, wenn ich selbst arbeite. Ich verstecke mich zum Schreiben hinter Kartoffelschalen und Kochtöpfen.«

Sie warf einen Blick auf den Küchentisch und dachte, dass sie ihn noch freiräumen musste, ehe die Mädchen zum Mittagessen nach Hause kamen. Sie hatte es durchgerechnet: Das war billiger, als sie in die Schulkantine zu schicken.

»Ich dachte, nach einem Jahr hättest du dich daran gewöhnt.«

»Du bist gemein!«

»Tut mir leid, Liebes. Aber du schienst dich doch damit abgefunden zu haben. Du hast ihn immer verteidigt ... Was hast du jetzt vor?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Ich werde natürlich weiterarbeiten, aber ich muss mir noch etwas nebenher suchen, Nachhilfeunterricht in Französisch, Grammatik, Diktat ... Ich weiß auch nicht genau ...«

»In dem Bereich findest du sicher schnell etwas, es gibt heutzutage so viele miserable Schüler! Angefangen bei deinem Neffen ... Gestern hat Alexandre ein Diktat nach Hause gebracht, für das er nur einen halben Punkt bekommen hat. Null Komma fünf! Du hättest das Gesicht seines Vaters sehen sollen ... Ich dachte wirklich, Philippe bleibt gleich die Luft weg, und er fällt tot um!«

Joséphine lächelte unwillkürlich. Der Sohn des großen Philippe Dupin ein miserabler Schüler!

»In seiner Schule zieht die Lehrerin pro Fehler drei Punkte ab, da geht das schnell!«

Alexandre war der einzige Sohn von Philippe und Iris Dupin. Er war zehn, genauso alt wie Zoé. Bei Familientreffen hockten die beiden ständig unter irgendeinem Tisch, wo sie sich mit ernster, konzentrierter Miene unterhielten oder fernab ihrer Verwandten schweigend riesige Modelle bauten. Sie kommunizierten mit Hilfe von Augenzwinkern oder geheimen Zeichen, die sie wie eine echte Sprache verwendeten, was Iris zur Weißglut trieb, und sie drohte ihrem Sohn, eines Tages werde sich noch seine Netzhaut ablösen. Wenn sie wirklich wütend war, prophezeite sie ihm sogar ein Ende in völliger Verblödung. »Deine Tochter ist schuld, wenn aus meinem Sohn ein schwachsinniger Trottel mit Unmengen von Ticks wird!«, schimpfte sie oft und deutete dabei anklagend mit dem Finger auf Zoé.

»Wissen die Mädchen schon Bescheid?«

»Noch nicht ...«

»Aha ... Und wie willst du es ihnen sagen?«

Joséphine antwortete nicht und kratzte mit dem Fingernagel an der Kante des Resopaltischs herum. Nach und nach bildete sich eine kleine schwarze Kugel, die sie in den Raum schnipste.

Als Iris weitersprach, hatte sich ihr Tonfall erneut verändert. Jetzt war ihre Stimme sanft und schmeichelnd, eine Stimme, die Joséphine beruhigte und entspannte, sodass sie am liebsten wieder angefangen hätte zu weinen.

»Ich bin da, Liebes. Du weißt, dass ich immer für dich da bin und dich niemals im Stich lassen werde. Ich liebe dich genauso sehr wie mich selbst, und glaub mir, das will was heißen!«

Joséphine musste wider Willen lachen. Iris konnte so komisch sein! Vor ihrer Heirat hatten sie beide oft regelrechte Lachkrämpfe bekommen. Aber dann hatte sich Iris in eine Dame verwandelt, eine verantwortungsvolle, viel beschäftigte Dame. Wie mochte ihre Ehe mit Philippe aussehen? Sie hatte die beiden niemals bei einem zärtlichen Blick oder einem Kuss ertappt. Sie schienen ununterbrochen zu re-präsentieren.

Ein Klingeln an der Wohnungstür riss Joséphine aus ihren Gedanken.

»Das müssen die Mädchen sein ... Ich muss Schluss machen, und bitte: kein Wort morgen Abend. Ich möchte nicht, dass die ganze Zeit nur darüber geredet wird.«

»Einverstanden, bis morgen. Und vergiss nicht: Knick und Knock knackten den knurrigen Knuck, eh der sie knacken konnte!«

Joséphine legte auf, wischte sich die Hände ab, band ihre Schürze los, zog den Bleistift aus ihrem Haar, bauschte es ein wenig, um ihm etwas mehr Fülle zu verleihen, lief zur Tür und öffnete. Hortense stürmte als Erste herein, ohne ihre Mutter zu begrüßen oder sie auch nur anzusehen.

»Ist Papa da? Ich habe für meinen Aufsatz siebzehn Punkte bekommen! Und das bei dieser blöden Kuh Ruffon!«

»Bitte, Hortense, nicht in diesem Ton! Immerhin ist sie deine Französischlehrerin.«

»Voll die Hexe ist das!«

Das Mädchen hatte keine Eile, seine Mutter zu küssen oder etwas zwischen die Zähne zu bekommen. Sie ließ weder ihre Schultasche noch ihren Mantel auf den Boden fallen, sondern legte Ersterer vorsichtig hin und zog Letzteren mit der vornehmen Anmut einer Debütantin aus, die ihren langen Ballmantel an der Garderobe abgibt.

»Gibst du mir keinen Kuss?«, fragte Joséphine und bemerkte zu ihrem Ärger einen flehentlichen Klang in ihrer Stimme.

Hortense hielt ihrer Mutter eine samtige, weiche Wange hin, während sie gleichzeitig ihr dichtes, langes, rotbraunes Haar anhob, um sich etwas Kühlung zu verschaffen.

»Ist das eine Hitze! Tropisch, würde Papa sagen.«

»Gib mir einen richtigen Kuss, Schatz«, flehte Joséphine, die jeglichen Stolz fahren ließ.

»Du weißt genau, dass ich es nicht ausstehen kann, wenn du so an mir klebst, Maman.«

Sie hauchte einen flüchtigen Kuss auf die Wange, die ihre Mutter ihr entgegenstreckte, und fragte im gleichen Atemzug: »Was gibt's zu essen?«

Sie ging zum Herd, hob den Deckel von einem Topf und erwartete, darin ein fertiges Gericht zu finden. Sie war erst vierzehn Jahre alt, doch ihre Haltung und ihr Auftreten waren bereits das einer Frau. Sie trug eher schlichte Kleidung, aber sie hatte die Ärmel ihrer Bluse hochgekremgelt, den Kragen geschlossen, eine Brosche angesteckt und einen breiten Gürtel umgelegt, der ihrem Schulmädchenaufzug modischen Schick verlieh. Ihr rötlich schimmerndes Haar betonte ihren hellen Teint, der Blick ihrer großen grünen Augen drückte leise Verwunderung aus, gepaart mit einer kaum merklichen Verachtung, die ihre Umgebung auf Distanz hielt. Wenn es ein Wort gab, das eigens für Hortense geprägt worden zu sein schien, dann war es »Distanz«. Von wem hat sie bloß diese Gleichgültigkeit?, fragte sich Joséphine jedes Mal, wenn sie ihre Tochter betrachtete. Von mir jedenfalls nicht. Verglichen mit meiner Tochter bin ich so furchtbar naiv und unbeholfen!

Sie schmeckt nach Stacheldraht, dachte sie, nachdem sie sie geküsst hatte. Und weil sie wegen dieses Gedankens ein schlechtes Gewissen hatte, küsste sie sie erneut. Genervt machte sich Hortense von ihr los.

»Pommes frites und Spiegeleier ...«

Hortense verzog das Gesicht.

»Echt super für die Figur, Maman. Haben wir kein Fleisch?«

»Nein, Schatz, ich ... ich hatte keine Zeit, zum ...«

»Schon kapiert. Wir haben nicht genug Geld, Fleisch ist teuer!«

»Weißt du...«

Joséphine kam nicht mehr dazu, ihren Satz zu beenden, weil ein zweites Mädchen in die Küche stürmte und die Arme um ihre Taille schlang.

»Maman! Meine allerliebste Maman! Ich habe gerade Max Barthillet im Treppenhaus getroffen, und er hat mich gefragt, ob ich mit ihm *Peter Pan* gucken will! Sein Vater hat ihm die DVD mitgebracht... Darf ich heute Abend nach der Schule zu ihm gehen? Ich habe für morgen auch keine Hausaufgaben auf. Sag Ja, Maman, bitte, bitte, sag Ja!«

Der grenzenlosen Zuversicht und Liebe in Zoés Miene konnte Joséphine nicht widerstehen. Sie zog sie an sich und antwortete: »Natürlich darfst du gehen, Liebes, meine Süße, meine Schöne, mein kleines Baby...«

»Max Barthillet?«, zischte Hortense. »Zu dem Kerl lässt du sie gehen? Der ist genauso alt wie ich und immer noch in Zoés Klasse! Er bleibt ständig sitzen, irgendwann endet der noch als Metzgergehilfe oder Klempner.«

»Es ist keine Schande, als Metzger oder Klempner zu arbeiten«, wies Joséphine sie zurecht. »Und wenn ihm das Lernen nun mal nicht liegt...«

»Ich möchte nicht, dass er zu viel mit uns zu tun hat. Ich hätte Angst, dass es sich rumspricht! Er hat einen furchtbaren Ruf und sieht auch wirklich furchtbar aus mit seinen weiten Hosen, seinen Nietengürteln und diesen langen Haaren.«

»Angsthase!«, rief Zoé. »Außerdem hat er nicht dich eingeladen, sondern mich! Und ich gehe heute Abend zu ihm, nicht wahr, Maman? Mir ist nämlich egal, ob er Klempner wird! Ich finde Max Barthillet wunderschön! Was gibt's zu essen? Ich sterbe vor Hunger.«

»Pommes frites und Spiegeleier.«

»Mmmm, lecker! Darf ich das Eigelb aufstechen, Maman? Kann ich es mit der Gabel zerquetschen und ganz viel Ketchup draufschütten?«

Hortense quittierte die Begeisterung ihrer jüngeren Schwester mit einem Schulterzucken. Mit ihren zehn Jahren erinnerte Zoé immer noch ein wenig an ein Kleinkind. Sie hatte runde Wangen, pumme-

lige Arme, Sommersprossen auf der Nase und kleine Grübchen in den Wangen. Ihr ganzer Körper war weich und rund, und sie verteilte liebend gerne schmatzende Küsse, zu denen sie schwungvoll Anlauf nahm und sich wie ein Rugbyspieler auf den glücklichen Empfänger stürzte. Anschließend kuschelte sie sich wohlig an und drehte eine Strähne ihres hellbraunen Haars zur Locke.

»Max Barthillet lädt dich doch bloß ein, um an mich ranzukommen«, erklärte Hortense, während sie mit ihren weißen Zähnen an einem Kartoffelstäbchen knabberte.

»Angeberin! Du glaubst wohl, alle Jungs wären nur hinter dir her. Aber er hat mich eingeladen und nur mich. Ätsch! Dich hat er im Treppenhaus nicht mal angeguckt! Kein bisschen!«

»Von Naivität zu Dummheit ist oft nur ein kleiner Schritt«, versetzte Hortense und musterte ihre Schwester kühl.

»Was meint sie damit, Maman? Was heißt das?«

»Das heißt, dass ihr jetzt aufhört zu reden und in Ruhe esst!«

»Isst du nichts?«, fragte Hortense.

»Ich habe keinen Hunger«, antwortete Joséphine und setzte sich zu ihren Töchtern an den Tisch.

»Max Barthillet soll ruhig weiterträumen«, sagte Hortense. »Bei mir hat der keine Chance. Ich will einen schönen Mann, einen starken Mann, und er muss genauso sexy sein wie Marlon Brando.«

»Wer ist Marlon Brando, Maman?«

»Ein berühmter amerikanischer Schauspieler, Schatz ...«

»Marlon Brando! Sieht der Mann gut aus! Er hat in *Endstation Sehnsucht* mitgespielt, Papa hat mich in den Film mitgenommen ... Er sagt, er sei ein Meisterwerk der Filmgeschichte!«

»Hmmm! Deine Fritten sind superlecker, Maman.«

»Übrigens, wo ist Papa eigentlich? Hat er einen Termin?«, fragte Hortense und wischte sich den Mund ab.

Der Moment, vor dem sich Joséphine gefürchtet hatte, war da. Sie schaute in die fragenden Augen ihrer älteren Tochter, dann auf Zoé, die den Kopf gesenkt hielt und sich ganz darauf konzentrierte, ihre Pommes frites in das über und über mit Ketchup bespritzte Eigelb zu tunken. Sie musste mit ihnen reden. Es half nichts, die Aussprache auf später zu verschieben oder sie anzulügen. Irgendwann würden sie ja

doch die Wahrheit erfahren. Es wäre besser, es ihnen einzeln zu sagen. Hortense hing sehr an ihrem Vater, sie fand ihn so »schick«, so »elegant«, und er tat alles, um ihr zu gefallen. Er hatte nicht gewollt, dass sie sich vor den Mädchen etwas von ihren finanziellen Schwierigkeiten oder ihrer Sorge vor einer ungewissen Zukunft anmerken ließen. Aber es war nicht Zoé, auf die er so viel Rücksicht nahm, sondern seine ältere Tochter. Ihre bedingungslose Liebe war das Einzige, was ihm von seinem früheren Glanz noch geblieben war. Hortense hatte ihm geholfen, seine Koffer auszupacken, wenn er von seinen Reisen zurückkehrte, sie hatte den Stoff seiner Anzüge gestreichelt, die Qualität seiner Hemden gelobt, mit der Hand die Krawatten glatt gestrichen und sie sorgfältig nebeneinander in den Schrank gehängt. Du bist so schön, Papa! Du siehst so gut aus! Er genoss ihre Liebe, genoss ihre Schmeicheleien, nahm sie in die Arme und steckte ihr ein kleines Geschenk zu, nur für sie allein. Ihr kleines Geheimnis. Joséphine hatte sie häufiger bei ihrem verschwörerischen Getuschel überrascht. Sie fühlte sich von ihrer Vertrautheit ausgeschlossen. In ihrer Familie gab es zwei Kasten: die Herren, Antoine und Hortense, und die Vasallen, das waren Zoé und sie selbst.

Sie konnte nicht mehr zurück. Hortenses Blick war jetzt forschend und kalt. Sie erwartete eine Antwort auf ihre Frage.

»Er ist weg ...«

»Und wann kommt er zurück?«

»Er kommt nicht mehr zurück ... Zumindest nicht hierher.«

Zoé hatte den Kopf gehoben, und an ihrem Blick erkannte Joséphine, dass sie vergeblich zu verstehen versuchte, was ihre Mutter gerade gesagt hatte.

»Er ist weg ... für immer?«, fragte sie, und ihr blieb vor Verwirrung der Mund offen stehen.

»Ich fürchte ja.«

»Dann ist er jetzt nicht mehr mein Papa?«

»Doch, natürlich bleibt er dein Papa! Aber er wird von jetzt an nicht mehr hier bei uns wohnen.«

Joséphine hatte Angst, furchtbare Angst. Sie hätte ganz genau sagen können, wo die Angst saß, hätte die Länge, die Breite, den Durchmesser dieses Barrens nennen können, der ihr Zwerchfell zu-

sammenpresste und ihr die Luft zum Atmen nahm. Sie hätte sich so gern in die Arme ihrer Töchter geflüchtet. Sie wünschte, sie würden sich alle drei umarmen und sich einen magischen Satz ausdenken, so wie den vom Großen Knick und vom Großen Knock. Sie wünschte sich so vieles: die Zeit zurückzuspulen, noch einmal die Melodie ihres Glücks zu spielen, ihr erstes Kind, die Rückkehr aus dem Krankenhaus, das zweite Kind, der erste Urlaub zu viert, der erste Riss, die erste Versöhnung, das erste vielsagende Schweigen, das mit der Zeit jenem Schweigen weicht, das nichts mehr ausdrückt außer Leere. Sie würde so gern verstehen, seit wann die Luft raus war, wann aus dem charmanten Jungen, den sie geheiratet hatte, Tonio Cortès geworden war, der müde, gereizte, arbeitslose Ehemann ... Sie wünschte sich, die Zeit anhalten zu können und in die Vergangenheit zurückzukehren ...

Zoé fing an zu weinen. Ihr Gesicht legte sich in Falten, verzerrte sich, verfärbte sich dunkelrot, und die Tränen begannen zu fließen. Joséphine beugte sich zu ihr hinüber und nahm sie in die Arme. Sie verbarg ihr Gesicht im weichen Haar des kleinen Mädchens. Sie durfte auf keinen Fall auch anfangen zu weinen. Sie musste stark und entschlossen bleiben. Musste den beiden zeigen, dass sie keine Angst hatte, dass sie sie beschützen würde. Mit fester Stimme begann sie zu sprechen. Sie spulte alle Floskeln ab, zu denen Psychologiebücher Eltern bei einer Trennung raten. Papa hat Maman lieb, Maman hat Papa lieb, Papa und Maman haben Hortense und Zoé lieb, aber Papa und Maman können nicht mehr länger zusammenwohnen, darum trennen sie sich. Aber Papa wird Hortense und Zoé immer lieb haben, und er wird immer für sie da sein. Immer. Sie hatte das Gefühl, von Menschen zu sprechen, die sie gar nicht kannte.

»Wenn ihr mich fragt, ist er gar nicht so weit weg«, sagte Hortense mit leiser, spitzer Stimme. »Was für ein Abstieg. Er muss ja total durcheinander sein und nicht mehr wissen, wie's weitergehen soll!«

Sie seufzte, legte missmutig das Kartoffelstäbchen zurück, in das sie gerade hatte beißen wollen, sah ihre Mutter an und fügte hinzu: »Arme Maman, was hast du denn jetzt vor?«

Joséphine fühlte sich erbärmlich, aber dieses Zeichen des Mitgefühls von ihrer älteren Tochter tat ihr gut. Sie wünschte sich, Hortense würde immer weiterreden und sie trösten, doch dann riss sie

sich zusammen. Es war an ihr, das Mädchen zu umarmen. Sie streckte einen Arm nach ihr aus, und Hortense streichelte über den Tisch hinweg ihre Hand.

»Arme Maman, arme Maman...«, seufzte sie.

»Ihr habt euch doch nicht gestritten, oder?«, fragte Zoé mit angst-erfülltem Blick.

»Nein, Liebes, wir haben diese Entscheidung wie zwei vernünftige erwachsene Menschen getroffen. Papa ist sehr traurig, weil Papa euch sehr, sehr lieb hat. Es ist nicht seine Schuld, weißt du... Wenn du größer bist, wirst du verstehen, dass man im Leben nicht immer das tun kann, was man möchte. Manchmal entscheidet man nicht selbst, sondern die Dinge passieren einfach. In der letzten Zeit sind Papa viele unangenehme Dinge passiert, und darum hat er beschlossen wegzugehen, um auf andere Gedanken zu kommen. Damit wir nicht unter seinen Stimmungsschwankungen leiden müssen. Wenn er eine neue Arbeit gefunden hat, wird er euch erklären, was er durchgemacht hat...«

»Und dann kommt er auch wieder zurück, Maman? Ja?«

»Red keinen Blödsinn, Zoé«, fuhr Hortense ihr über den Mund. »Papa ist weg. Schluss. Aus. Ende. Und er kommt auch nicht mehr zurück, wenn du mich fragst. Ich verstehe ihn nicht... Wegen diesem billigen Flittchen!«

Den letzten Satz hatte sie voller Abscheu ausgespien, und Joséphine erkannte, dass Hortense Bescheid wusste. Sie wusste von der Affäre ihres Vaters. Wahrscheinlich schon viel länger als sie selbst. Sie wollte mit ihr darüber reden, zögerte jedoch, solange Zoé noch in der Küche war.

»Blöd ist nur, dass wir jetzt richtig arm sein werden... Ich hoffe bloß, er schickt uns etwas Geld. Das muss er doch, oder?«

»Ach, Hortense... Darüber haben wir noch nicht geredet.«

Sie verstummte. Zoé sollte nicht hören, was jetzt kam.

»Geh ins Bad und putz dir die Nase, Schatz, und dann wäschst du dir die Augen«, sagte sie zu Zoé, während sie sie von ihrem Schoß hob und in Richtung Tür schob.

Schniefend und mit schleppendem Schritt ging Zoé hinaus.

»Woher weißt du das?«, fragte Joséphine Hortense.

»Woher weiß ich was?«

»Das mit dieser ... dieser Frau.«

»Ich bitte dich, Maman. Das ganze Viertel weiß Bescheid! Es war mir ja schon peinlich für dich! Die ganze Zeit hab ich mich gefragt, wie du es schaffst, nichts zu bemerken ...«

»Ich wusste es, aber ich habe die Augen davor verschlossen ...«

Das war gelogen. Sie hatte erst am Tag zuvor davon erfahren. Ihre Nachbarin Shirley hatte es ihr erzählt, und sie hatte das Gleiche gesagt wie ihre Tochter: »Verdammt, Joséphine, mach die Augen auf! Der Kerl betrügt dich nach Strich und Faden, und du lässt es dir einfach gefallen! Wach endlich auf! Sogar die Bäckerin muss sich ein Lächeln verkneifen, wenn sie dir dein Baguette gibt!«

»Wer hat es dir gesagt?«, beharrte Joséphine.

Hortenses Blick traf sie mitten ins Mark. Es war der kalte, verächtliche Blick einer Frau, die Bescheid weiß, auf die, die nichts weiß, der Blick einer erfahrenen Frau auf die naive, dumme Gans.

»Ach, Maman, mach doch die Augen auf. Siehst du nicht, wie du rumläufst? Deine Kleider? Deine Frisur? Du lässt dich völlig gehen. Kein Wunder, dass er sich 'ne andere gesucht hat! Es wird höchste Zeit, dass du aus dem Mittelalter rauskommst und anfängst, in der Gegenwart zu leben.«

Die gleiche Stimme, die gleiche herablassende Ironie, die gleichen Argumente wie ihr Vater. Joséphine schloss die Augen, hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und begann zu schreien.

»Was fällt dir ein, Hortense? Ich verbiete dir, in diesem Ton mit mir zu reden ... Was glaubst du denn, wovon wir in den letzten Monaten gelebt haben? Ich will es dir sagen: von meiner Arbeit und dem zwölften Jahrhundert! Ob es dir gefällt oder nicht. Und ich verbiete dir, mich so anzusehen. Ich bin deine Mutter, vergiss das nicht. Deine Mutter! Und du wirst mich gefälligt ... Du musst ... Du schuldest mir Respekt.«

Sie verhaspelte sich, sie machte sich lächerlich. Eine neue Angst schnürte ihr die Kehle zu: Sie würde es nie schaffen, ihre beiden Töchter allein zu erziehen, ihr fehlte die nötige Autorität, diese Aufgabe würde sie vollkommen überfordern.

Als sie die Augen wieder öffnete, sah sie, dass Hortense sie neugier-

rig musterte, als sähe sie sie zum ersten Mal, und was sie in den überraschten Augen ihrer Tochter las, war nicht dazu angetan, sie aufzumuntern. Sie schämte sich fürchterlich, dass sie die Beherrschung verloren hatte. Ich darf nicht alles durcheinanderbringen, schärfte sie sich ein. Jetzt, wo sie nur noch mich zum Vorbild haben, muss ich mich auch entsprechend verhalten.

»Es tut mir leid, Liebes.«

»Das ist doch nicht schlimm, Maman. Du bist müde und mit den Nerven am Ende. Leg dich einen Moment hin, danach geht es dir bestimmt wieder besser ...«

»Danke, Schatz, danke ... Ich schaue jetzt erst mal nach Zoé.«

Nachdem sie zu Ende gegessen hatten und die Mädchen wieder zurück in die Schule gegangen waren, klopfte Joséphine bei ihrer Nachbarin Shirley. Sie hielt das Alleinsein schon jetzt nicht mehr aus.

Shirleys Sohn Gary öffnete die Tür. Er war ein Jahr älter als Hortense und ging in die gleiche Klasse wie sie, aber Hortense weigerte sich, mit ihm zusammen nach Hause zu kommen, weil er angeblich so schlampig herumlaufe. Wenn sie krank war und zu Hause bleiben musste, verzichtete sie lieber auf seine Unterrichtsnotizen, als ihm zu Dank verpflichtet zu sein.

»Musst du nicht zur Schule? Hortense ist schon weg.«

»Wir haben nicht die gleichen Wahlfächer, montags fang ich erst um halb drei wieder an ... Willst du meine neueste Erfindung sehen? Schau mal.«

Er zeigte ihr zwei fusselige Tampons, die er aufeinander zubewegte, ohne dass sich die Fasern berührten. Es war seltsam: Jedes Mal, wenn sich ein Tampon dem anderen näherte und die weißen Wattefasern sich zu verheddern drohten, hielt er inne, begann zu schwingen und erst kleine, dann immer größere Kreise zu beschreiben, ohne dass Gary einen Finger zu rühren brauchte. Überrascht sah Joséphine ihn an.

»Ich habe ein Perpetuum mobile ohne umweltschädliche Energiequelle erfunden.«

»Das erinnert mich an ein Diabolo«, bemerkte Joséphine, um überhaupt etwas zu sagen. »Ist deine Mutter zu Hause?«

»In der Küche. Sie räumt ab ...«

»Und du hilfst ihr nicht dabei?«

»Das will sie nicht. Ihr ist lieber, wenn ich Sachen erfinde.«

»Viel Glück dabei, Gary!«

»Du hast nicht mal gefragt, wie es funktioniert!« Er wirkte enttäuscht und schwenkte die Tampons wie zwei Fragezeichen. »Voll langweilig ...«

In der Küche eilte Shirley geschäftig hin und her. Sie hatte eine große Halbschürze umgebunden, räumte die Teller vom Tisch, kratzte die Reste in den Mülleimer und ließ reichlich Wasser ins Becken laufen, während auf ihrem Herd, den köstlichen Düften nach zu urteilen, in großen gusseisernen Töpfen Kaninchen in Senfsauce und eine Gemüsesuppe vor sich hin köchelten. Shirley verwendete ausschließlich frische, naturbelassene Lebensmittel. Sie aß weder Konserven noch Tiefkühlprodukte, studierte gewissenhaft alle Informationen auf Joghurtbechern und erlaubte Gary lediglich ein chemisch verändertes Nahrungsmittel pro Woche, um ihn gegen die Gefahren der modernen Ernährung immun zu machen, wie sie sagte. Sie wusch ihre Wäsche mit Kernseife im Becken, breitete sie auf großen Handtüchern aus, um sie zu trocknen, schaute nur selten fern und hörte jeden Nachmittag BBC, ihrer Ansicht nach der einzige intelligente Radiosender, den es gab. Sie war eine große Frau mit breiten Schultern, kurzem, dichtem blondem Haar, großen goldbraunen Augen und sonnengebräunter Pfirsichhaut. Von hinten hielten die Leute sie für einen Mann und rempelten sie an, doch wer sie von vorn sah, trat respektvoll zur Seite, um sie vorbeizulassen. Halb Mann, halb Vamp, sagte sie oft mit einem Lachen, ich kann einen Angreifer in der Métro mühelos k.o. schlagen und ihn anschließend mit einem Augenaufschlag wiederbeleben! Shirley hatte den schwarzen Gürtel in Jiu-Jitsu.

Sie stammte aus Schottland und erzählte, dass sie ursprünglich nach Frankreich gekommen war, um hier eine Hotelfachschule zu besuchen, dann aber nie wieder zurückgekehrt sei. Der französische Charme! Ihren Lebensunterhalt verdiente sie mit Gesangsstunden an der Musikschule von Courbevoie, privatem Englischunterricht für erfolgshungrige Führungskräfte und herrlichen Torten, die sie zu fünfzehn Euro das Stück an ein Restaurant in Neuilly verkaufte, das jede Wo-

che zehn Stück davon bestellte. Manchmal auch mehr. Bei ihr roch es immer nach anschwitzendem Gemüse, aufgehendem Gebäck, schmelzender Schokolade, karamellisierendem Zucker, dünstenden Zwiebeln und goldbraun bratender Poularde. Sie erzog ihren Sohn Gary allein und verlor nie ein Wort über den Vater des Jungen. Wenn sie auf dieses Thema angesprochen wurde, reagierte sie mit einigen unverständlichen Knurrlauten, die auf ihre schlechte Meinung über Männer im Allgemeinen und diesen einen im Besonderen schließen ließen.

»Weißt du, womit dein Sohn gerade spielt, Shirley?«

»Nein ...«

»Mit zwei Tampons!«

»Aha ... Er nimmt sie doch hoffentlich nicht in den Mund, oder?«

»Nein.«

»Wunderbar! Dann trifft ihn wenigstens nicht vor Schreck der Schlag, wenn ihm ein Mädchen zum ersten Mal so ein Ding unter die Nase hält.«

»Shirley!«

»Was schockiert dich denn so daran, Joséphine? Er ist fünfzehn Jahre alt und kein kleines Kind mehr!«

»Für deinen Sohn wird es keine Romantik mehr geben, wenn du ihm jetzt schon alles sagst, alles zeigst und alles erklärst.«

»Scheiß auf die Romantik! Das ist doch bloß eine Erfindung, mit der wir für dumm verkauft werden sollen. Kennst du etwa romantische Beziehungen? Alles, was ich kenne, ist Betrug und gegenseitiges Zerfleischen.«

»Shirley, du bist herzlos.«

»Und du bist gemeingefährlich mit deinen ganzen Illusionen, Joséphine ... Jetzt sag, wie ist der Stand der Dinge?«

»Seit heute Morgen habe ich das Gefühl, mein Leben rast mit Tempo hundert vorbei. Antoine ist ausgezogen. Besser gesagt, ich habe ihn rausgeschmissen ... Ich habe es schon meiner Schwester gesagt, und ich habe es den Mädchen gesagt! Mein Gott, Shirley! Ich glaube, ich habe eine Riesendummheit gemacht.«

Sie rieb sich die Arme, als wollte sie sich trotz der Hitze an diesem Maitag wärmen. Shirley schob ihr einen Stuhl hin und befahl ihr, sich zu setzen.

»Du bist nicht die erste Frau des einundzwanzigsten Jahrhunderts, die verlassen wurde! Es gibt eine ganze Menge von uns! Und ich will dir ein Geheimnis verraten: Das Leben geht weiter, sogar sehr gut. Der Anfang ist schwer, das stimmt, aber nach einer Weile möchte man es gar nicht mehr anders haben. Sobald der Kerl uns geschwängert hat, setzen wir ihn vor die Tür, genau wie die Weibchen im Tierreich. Du glaubst gar nicht, was für ein Genuss das ist! Manchmal koche ich sogar ein kleines Candle-Light-Dinner, nur für mich und mich...«

»So weit bin ich noch nicht...«

»Das sehe ich. Los, erzähl... Es wurde ja auch höchste Zeit! Gary, du musst gleich wieder zur Schule, hast du dir die Zähne geputzt? Alle haben es gewusst, nur du nicht. So was von schamlos.«

»Das hat Hortense auch gesagt... Kannst du dir das vorstellen? Meine vierzehnjährige Tochter wusste Bescheid und ich nicht! Die Leute müssen mich für eine komplette Idiotin gehalten haben. Aber soll ich dir was sagen, das ist mir mittlerweile völlig egal. Ich frage mich sogar, ob es mir nicht lieber gewesen wäre, nie davon zu erfahren...«

»Bist du mir böse, weil ich es dir erzählt habe?«

Joséphine betrachtete das offene, sanfte Gesicht ihrer Freundin, die winzigen Sommersprossen auf ihrer kleinen Stupsnase, die honigfarbenen, mit grünen Tupfen durchsetzten, maskengleich lang gezogenen Augen, und schüttelte langsam den Kopf.

»Ich könnte dir nie böse sein. Du tust niemals etwas mit böser Absicht. Du musst der netteste Mensch auf der ganzen Welt sein. Und dieses Mädchen, diese Mylène, die kann auch nichts dafür! Und wenn Antoine nicht seine Stelle verloren hätte, hätte er sie nicht einmal angesehen. Nur wegen... seiner Arbeit... dass man ihn mit vierzig Jahren einfach so ausgemustert hat... das ist doch unmenschlich, so etwas!«

»Hör auf, Jo. Du fängst an, ihn in Schutz zu nehmen. Bald behauptest du noch, das Ganze sei deine Schuld!«

»Immerhin habe ich ihn ja rausgeworfen. Ich mache mir Vorwürfe, Shirley. Ich hätte verständnisvoller sein müssen, toleranter...«

»Du bringst alles durcheinander, Jo. Wenn es heute so weit gekom-



Katherine Pancol

Die gelben Augen der Krokodile

Roman

Taschenbuch, Broschur, 624 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-74498-5

btb

Erscheinungstermin: November 2012

Die fabelhafte Welt der Joséphine

Joséphine, Ehefrau, Mutter und Historikerin mit Fachgebiet Mittelalter, glaubt, sie stünde auf der sicheren Seite des Lebens. Doch dann zerbricht alles: Ihr Mann betrügt sie, ihre Tochter rebelliert, und die Bank macht Druck. Da kommt ihr das ungewöhnliche Angebot ihrer schönen Schwester Iris gar nicht mal so ungelegen. Diese hatte einen Verleger angeschwindelt, an einem schwülstigen historischen Roman zu arbeiten. Jetzt soll Joséphine dieses Buch schreiben, die das Geld auch gut gebrauchen kann, weil sie das mit der Scheidung, den beiden Töchtern und dem Alleinsein schaffen muss. Womit keiner rechnen konnte: Der Roman wird zu einem absoluten Bestseller, und das Leben der beiden Schwestern steht plötzlich Kopf.